

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

161 (14.7.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 14. Juli

des „Volksfreund“

Nummer 161 — 1915

Das Leben der Internierten in Sibirien.

Zu wiederholten Malen ist die Verschickung deutscher Zivilgefangener nach Sibirien gemeldet worden. Hierzu schreibt ein finnischer Parteigenosse, der selber lange Zeit als politischer Verbannter in Sibirien gelebt hat:

Ein paar Worte zur Beruhigung der Deutschen, die Angehörige als Internierte in Rußland haben. Man ist hier vielfach der Meinung, daß die nach Sibirien Verbannten dort jätzer arbeiten müssen, stark unter Hunger und Kälte leiden und unter den ungewohnten Verhältnissen wie die Fliegen sterben. Der Schreiber dieser Zeilen hat kein Interesse daran, die barbarische russische Regierung in Schutz zu nehmen, aber es ist zum eigenen Vorteil, wenn man richtig über die Verhältnisse orientiert ist. Nach meiner Kenntnis der Dinge stellen sich die Verhältnisse der Verbannten folgendermaßen dar:

Die Verbannten werden teils nach Sibirien transportiert, teils reisen sie auf eigene Kosten nach dem von der Regierung angewiesenen Ort. Ohne Genehmigung der örtlichen Polizei darf dieser Ort nicht verlassen werden, Zuwiderhandeln wird mit Verbannung nach weniger bevölkerten Gegenden mit schlechteren klimatischen Verhältnissen bestraft. Die Verbannten werden von der Ortspolizei überwacht; außerhalb der Ortsgrenze stehen die Straßen unter ständiger Kontrolle. Wenn ein Verbannter länger als zwei Tage der Bewachung verborgen bleibt, so wird auf Grund eines Untersuchungsbeschlusses Kontrolle in der Wohnung vorgenommen. Der Verbannte hat das Recht, die Polizei, wenn sie ohne diesen Befehl kommt, aus der Wohnung herauszuweisen (oft werden übereifrige Beamte herausgeworfen). Die Kontrolle beruht meist auf gegenseitiger Vereinbarung zwischen Ortspolizei und Verbannten zum Vorteil beider Parteien.

Nach dem russischen Gesetz hat jeder Verbannte Anspruch auf Unterhaltungsgehalt (die Russen nennen es Löhnung). Die Höhe desselben beträgt von 7 Rubel 50 Kopeken = 16,20 Mark bis 10 Rubel = 20,60 Mark im Monat. Es stift sich ab nach Stand und Bildungsgrad des Verbannten, z. B. ein Arbeiter erhält 16,20 Mark, hat er die Volksschule besucht, dann erhält er 17,28 Mark. Ein Adliger (auch ohne jede Bildung), so sagt das Gesetz, erhält immer den Höchstgrad des Unterhaltungsgebühes. Außerdem erhält jeder Verbannte jährlich ein Bekleidungsgehalt in Höhe von 25 Rubel = 54 Mark. Diese Gelder werden nur auf schriftliches Gesuch hin gewährt. Kollektivegehalte bleiben unberücksichtigt.

Wollte jeder Verbannte auf eigene Faust wirtschaften, würde das Unterhaltungsgehalt nicht zum Leben ausreichen, darum leben alle Verbannten auf gemeinsame Rechnung in sogenannten Kommunen. Jede Kommune wählt einen Wirtschaftsführer, dieser kauft den gesamten Bedarf der Kommune ein. Gemeinsame Küche und Speisezimmer werden eingerichtet, so jeder Mittag- und Nachtessen erhält. Die Wirtschaftsführer der benachbarten Kommunen bilden Kreisorganisationen; solche Kreisorganisationen befinden sich z. B. in Tomsk, Omsk, Krasnojarsk, Jakutsk usw. Die Kreisorganisation liefert den Kommunen den gesamten Bedarf. Diese Wirtschaften oder, wie der Russe drastisch sagt, „Freigeossenschaften“, gleichen Konsumvereinen, doch mit dem Unterschied, daß an einzelne Mitglieder nichts verkauft wird, keine Dividendenzahlungen stattfinden, sondern die Waren immer zum kleinsten Preise abgegeben werden. Zwischen den Kommunen innerhalb der Kreise findet mehr oder minder lebhafter Austausch statt, je nachdem Vorräte bestimmter Produkte über den normalen Bedarf vorhanden sind. Dieser Austausch vollzieht sich immer nach dem Allgemeininteresse, nie nach dem Interesse einzelner Mitglieder, die den Beschlüssen und Interessen der Kommune zuwiderhandeln, werden aus derselben ausgeschlossen oder boykottiert. — Solche Fälle kommen aber sehr selten vor. Der Kommune kann jeder Verbannte ohne Unterschied der Nationalität und Partei beitreten.

Zu erwähnen ist noch die Tätigkeit einer Organisation, „das Rote Kreuz zur Linderung der Not der Verbannten“, diese sammelt jährlich beträchtliche Summen, die an die Kommunen verteilt werden.

In fast jeder Kommune ist eine Bibliothek und ein Lesezimmer vorhanden, reichere Kommunen halten auch ausländische Zeitungen, Wochen- und Monatschriften, viel verbreitet sind deutsche Schriften. In sanitärer Hinsicht sind fast alle Kommunen auf die eigene Hilfe angewiesen, da dieselben weit auseinander liegen und von Orten mit Ärzten und Apotheken weit entfernt sind. Doch ist der Mangel kein so arg, wie man anzunehmen glaubt, weil meist in jeder Kommune verbannte Ärzte sind. Die Kommunenmitglieder sorgen brüderlich für einander.

Die Lebensmittel in Sibirien sind billig. Brot kostet 6—7 Pfg. pro Pfund, Fleisch (erlegtes Wild) 10—12 Pfg., Butter 35—40 Pfg., 10 Stück Eier 20—25 Pfg. Dagegen sind Kaffee, Tee und Zucker, überhaupt alle eingeführten Produkte, viel teurer als hier.

Jede Kommune wählt einen politischen Führer, diesem liegt die Regelung aller Angelegenheiten in der Kommune ob, sowie die Vertretung der Interessen der Kommune bei den Behörden, z. B. wenn Kommunemitglieder mehrere Tage sich entfernen wollen, sei es zur Jagd, sei es zum Einkauf, besorgt der Führer den Erlaubnischein.

Arbeitsgelegenheit gibt es im Winter in den Verbannerkommunen keine. Die einheimische Bevölkerung beschäftigt sich mit Jagd. Das ist aber manchen Verbannten verboten. Selbstverständlich werden die Ausländer feindlicher Staaten keine Erlaubnis zum Jagen erhalten. Im Sommer ist landwirtschaftliche Arbeit genug vorhanden und wird auch den dortigen Verhältnissen nach hoch belohnt: 2 bis

2,50 Mk. für den Tag bei freier Verköstigung und Wohnung. Allerdings ist die Arbeitszeit lang, damit die Arbeiten in dem kurzen Sommer bewältigt werden können.

Die Bevölkerung Sibiriens, mit Ausnahme der wilden Stämme, wie Jakuten, Ostjaken, Eskimos u. a., befindet sich materiell und kulturell in besserer Lage als im Zentrum Rußlands. Die Landwirtschaft wird mit modernen Geräten betrieben. Die langjährige Verbannung der besten und kulturellen Kräfte Rußlands nach Sibirien hat dahin gewirkt, daß Sibirien von einer wilden asiatischen in eine kulturell hochstehende Gegend sich umgewandelt hat, darum auch steht dieses Land in mancher Beziehung höher als das Zentrum Rußlands. In Omsk, Tomsk, Krasnojarsk sind Hoch-, Mittel- und technische Schulen. Bogrome und ähnliche Ausschreitungen gegen Ausländer sind in Sibirien unmöglich. Solche Ausschreitungen können nur im Zentrum und im Kaukasus stattfinden. Alle Bemühungen der barbarischen russischen Regierung, in Sibirien die ansässige Bevölkerung und die Verbannten gegeneinander aufzuheben, sind fehlgeschlagen. Die Verbannten haben auf die Einheimischen einen großen Einfluß, das beweist auch die revolutionäre Bewegung Rußlands in den Jahren 1905 bis 1906, welche in Sibirien am längsten dauerte und der Regierung den stärksten Widerstand leistete.

Mancher Leser dieser Zeilen wird sich fragen: das alles ist ja ganz gut, aber ob die vorhandenen Gesetze jetzt in Kriegszeiten auch auf die verbannten Ausländer Anwendung finden? Nach einer Anzahl Meldungen scheinen diese allerdings erheblich schlechter behandelt zu werden als die sonstigen Verbannten. Doch glaube ich, daß folgendes zu beachten ist: In ganz Rußland gibt es keinen Burgfrieden und der Kampf mit dem Zarismus wird auch in Sibirien fortgesetzt. Die geschilderten Zustände sind nach langjährigen Kämpfen der Verbannten in Sibirien errungen worden. Darum ist es auch klar, daß die russischen Verbannten stark interessiert sind, ihre Lage nicht nur zu verbessern, sondern immer noch zu verbessern. Wenn nun die Ortspolizei versuchen wird, die verbannten Ausländer härter zu behandeln, werden die russischen Verbannten zuerst durch Diplomatie und dann durch organisierte Abwehr dagegen ankämpfen, und zwar aus dem Grunde: wenn heute die Polizei die feindlichen Ausländer härter zu behandeln versucht, kann sie morgen dasselbe Verfahren gegen die Russen selbst anwenden. Die gleiche Lage schafft zwischen den Verbannten eine natürliche Solidarität, welche die Unterschiede der Nationalitäten aufhebt. Wo Kommunen sich Eingriffe gefallen lassen, da wird die Ortspolizei sehr bald dreifach. Darum ist seit jeder Verbannte aller Nationalitäten vereinigt auch die alte Losung der Verbannten Sibiriens.

In der Hölle von Arras.

Ich habe dem fürchterlichsten Bombardement beigewohnt, das ich seit Ausbruch des Krieges gesehen habe,“ schreibt ein französischer Offizier in einem in der „Gazette de lausanne“ wiedergegebenen Feldpostbriefe. „Keine Phantasie, keine Beschreibung kann davon eine auch nur schwache Vorstellung geben. Stelle dir vor, daß unser Angriff von einigen hundert Feuerbomben vorbereitet wurde, unter denen sich Geschosse von großem Kaliber befanden und daß die Beschickung ununterbrochen vier Stunden lang dauerte. Die Intensität des Feuers wuchs mit der Zeit, um in den letzten zehn Minuten ihre größte Stärke zu erreichen. Zu den Kanonen gestellten sich zahlreiche Minenwerfer, die Melinitbomben von 25 Kilogramm schickerten und einen betäubenden Lärm machten. Damit noch nicht genug, sprangen am Ende der Beschickung Minen, die acht bis zehn Meter unter den feindlichen Schützengräben entlang führten und mit vielen Tausend Kilogramm Sprengstoff gefüllt waren. Das sich bietende Bild war unbeschreiblich fürchterlich, höllisch. Die deutschen Linien verbanden auf Kilometer hinter einer undurchdringlichen, dunklen Rauchschicht, die sich von Augenblick zu Augenblick verdichtete. Und in diesem Meer von Rauch barsten hunderte von Geschossen, die explodierend meterhohe Rauchwolken zum Himmel emporjagten. Und das dauerte vier Stunden lang! Vier Stunden lang drang der Eisenhagel auf die Deutschen ein, deren Artillerie endlich schwieg. Wir wußten, daß nach Ablauf des Bombardements unsere Infanterie aus ihren Schützengräben herausspringen, den sie von den deutschen Drahtverbau trennenden Raum durchstürmen und die Drahtverbaue zerstören sollte, um zu den deutschen Verschanzungen zu gelangen, deren Neb sich in einer Tiefe von etwa 400 Metern ausdehnte. Die Aufregung, die uns unter diesen Umständen während der letzten Minuten der Beschickung packte, ist unmöglich zu schildern. Wir alle sahen auf die Uhr: was würde geschehen? Wie oft hatten sich nicht unsere Infanteristen auf die Drahtverbaue des Feindes geworfen und hatten sie, an ihrem Rande angelangt, nicht zu zerstören vermocht, weil sie plötzlich von oben und von den Seiten Maschinengewehrfeuer erzielten. Sollte sich etwas Ähnliches jetzt wiederholen? Selbst nach einem solchen Bombardement war ja noch immer alles möglich, denn die Deutschen wissen sich in der Regel zu verschangen und sind Meister in der Kunst, an entscheidenden Stellen Maschinengewehre zu verbergen, die die Augenblicke im letzten Augenblick niederzuschmettern vermögen. Daran dachten wir alle, als wir auf die uns fern hinsahen, die mit aufgeschlagenem Bajonett das Zeichen zum Angriff erwarteten. Noch fünf Minuten. Der Kanonendonner verstärkte sich. . . . Vier Minuten! Die Minenwerfer wüthen, die Explosionen der von ihnen geschickerten Geschosse sind nicht mehr zu unterscheiden, alles verschmilzt in einem einzigen gigantischen Tone, gegen den das Grollen des Donners wie Kammermusik wirkt. Noch drei Minuten! Wir sehen die Bajonette der uns fern in der Sonne aufblitzen; tausend sind. Zwei Minuten. . . eine noch. Unser Atem geht schwer, wir werden blaß. . . . Und jetzt, und jetzt! Die uns fern sind aus den Schützengräben hervorgebrochen, sie gehen vor, stauen sich vor den Drahtverbau, scheinen vor dem Hindernis zu stoden. Ein Maschinengewehr beginnt zu funkeln. Wir alle sind totschlag, das Blut ist in unsern Adern erstarrt. Werden sie wiederkommen? Da geht der Angriff weiter, das Drahtverbaue ist von unsern Granaten durchschritten worden, gebekt gehen unsere Truppen weiter vor. Ihnen folgt eine zweite Angriffslinie: Handgranatenwerfer. Sie sollen das Werk vollenden.“

Aus Feldpostbriefen.

* Ein schweizerischer Fremdenlegionär über die Kämpfe auf Gallipoli. Die Lausanner Revue veröffentlicht einige Briefe, die ein 19jähriger Sohn einer angesehenen Familie Lausannes an seine Eltern richtet. Der junge Mann, der aus Abenteuerlust in die Fremdenlegion eintrat, ist auf Gallipoli schwer verwundet worden. Ueber die dortigen Kämpfe schreibt er:

„Ich bin geradezu verblüfft über die Art, wie die Zeitungen über die Dardanellen-Operation berichten. In Wirklichkeit wideln sich die Dinge daselbst sehr schlecht für uns (d. h. für die Entente) ab. Bei der ersten Landung blieben von den 1800 Mann unserer Abteilung der Fremdenlegion nur 130 übrig. Das war am 28. April. Am 8. Mai, nachdem wir 800 Mann Verstärkung erhalten hatten, fanden zwei Bajonettangriffe statt: von 950 Mann kamen nur 300 zurück. Am 26. Mai trafen 1200 Mann neue Verstärkungen ein, denen ich angehörte. Nach den Kämpfen vom 1., 2. und 4. Juni sind von uns nur noch 300 bis 400 zurückgekommen, hiervon die gute Hälfte mit so starken Verletzungen, daß ihr Rücktransport erforderlich wurde. Außerdem wurden ein Linienregiment, ein Kolonialregiment und ein australisches Regiment fast vollkommen vernichtet.“

Ein Brief vom 4. Juni enthält sodann einige Einzelheiten über das Geschehene vom selben Tage:

„Es galt unter allen Umständen einen Hügel zu nehmen, der unser Vordringen seit einem Monat aufhält. Am 4. Juni, um 10 Uhr vormittags, begann eine intensive Beschickung dieser Stellung durch unsere an Land gebrachte Artillerie und durch die Flotte. Als um mittags sich nichts mehr in der feindlichen Stellung rührte, wurden wir zum Angriff mit dem Bajonett vorgeschickt: Entfernung 250 bis 300 Meter. Das ging sehr gut bis auf hundert Meter an die feindliche Stellung heran. Dann aber plötzlich „tatata, pan, poum“, fangen Wirtztruppen und 77er Geschütze Feuer zu speien an. Von 900 Legionären in unserm Bataillon sind 212 zurückgekommen, hiervon eine gute Anzahl verwundet. Und wir haben keinerlei Fortschritte gemacht, obgleich die Zeitungen berichten, daß wir drei Reihen Schützengräben genommen hätten. Und wenn dieselben Zeitungen schreiben, daß Tausende von Toten auf dem Kampffelde liegen, so vergessen sie beizufügen, daß diese Toten Legionäre, Engländer und Australier sind und außerdem Mannschaften des . . . Regiments (Linie), die einzigen Truppen, die sich gut schlagen. Der Grund, warum wir so bedeutende Verluste erlitten und die Schützengräben mit ihren sechs Maschinengewehren und vier 77er Batterien nicht nehmen konnten, ist der, daß die Zuaen und die Senegalesen ihre Waffen wogarten und wie die Hasen davonliefen. Die Tausende von Toten, die auf wenige Meter Entfernung von den Stellungen verbleiben, werden uns noch eine Choleraepidemie herbeiführen. Es ist unmöglich, diese Toten zu begraben, denn die Türken schießen mit unarmbrüger Sicherheit all die nieder, die sichtbar werden. Das ist kein Krieg mehr, das ist eine Metzgerei.“

Der Brief bestätigt die türkischen Darstellungen, die von den furchtbaren Verlusten des Feindes berichten; die englischen und französischen Berichte charakterisiert der Briefschreiber selber zur Genüge.

Vermischtes.

* Der Gemütszustand der Kriegsgefangenen. Der schweizerische Bundesrat Eugler, der, wie bekannt, im Auftrage des Internationalen Roten Kreuzes verschiedene Gefangenenerlager besichtigte, hat auf Grund der hier gemachten Beobachtungen die hervorsteckenden Merkmale der Psychologie der Kriegsgefangenen zu skizzieren versucht. Die Mehrzahl der Leute, die er sah, waren in stumpfen Schmerz versunken, grübelten düster vor sich hin und waren immer von der fügen Idee an die Front, dem Gescheh der Waffengefährten, der Erinnerung an ihr Haus und ihre Familie beherzigt. Sie zermarterten sich das Gehirn, um zwischen den Zeilen der amtlichen Mitteilungen des Feindes zu lesen, dessen unfreiwillige Gähne sie sind und zu dessen Wahrheitsliebe sie kein Vertrauen haben. Manche, insbesondere unter den Russen, stehen unter dem Banne der Angst, nach ihrer Rückkehr in die Heimat vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Andere wieder haben den heißen Wunsch, in die Feuerlinie zurückzukehren. Diese moralischen Qualen der Gefangenen werden noch durch die körperliche Pein, die ihnen die Entbehrung der gewohnten Genußmittel bereitet, gesteigert. Vor allem leiden sie darunter, daß sie des Alkohols und des Rauchgenusses entbehren müssen. Und am allerwenigsten können sich die Russen, die trotz Tolstois Warnung lebensschaffliche Raucher sind, zum Verzicht auf den Tabak verstehen, den sie durch irgend ein pflanzliches Surrogat und Papierstängel kümmerlich zu erleben suchen. Eine kleine Minderheit der Gefangenen, die die geistige Aristokratie des Lagers darstellt, sucht allerdings für die entgangenen narzotischen Reizmittel einen Ersatz durch ästhetische Unterhaltungen. Die Kommission des Roten Kreuzes fand in den Lagern billetterende Maler und Bildhauer, die fleißig bei der Kunstarbeit waren. In einem der französischen Lager wurde ihnen ein Sängerkor von 200 französischen Gefangenen vorgestellt, die unter Leitung eines gefangenen Dirigenten und Komponisten überaus schwermütige Lieder eindringlich zu Gehör einen tiefen Traurigkeit.

Heiteres.

Als ich vor einiger Zeit meiner Wädchennasse, die mich recht gern hat, mitteilte, daß ich am nächsten Tage zur ärztlichen Untersuchung aufs Bezirkskommando bestellt sei, zeigte sich unter den zehnjährigen Geistesern große Besorgnis um meine drohende Einberufung. Am folgenden Tag muß ich den Wädcheln sagen, daß ich von ihnen Abschied nehmen müsse, da ich diensttauglich befunden worden sei. Laut schluchzend bringt da ein Wädchen die Worte hervor: „Und ich hab doch so sehr gebetet, daß der Herr Lehrer einen recht großen Herzfehler bekommen möcht!“

Ein Anwalt teilte seinem im Felde befindlichen Klienten mit, er habe den ihm vom Gegner zugeschobenen Eid für ihn angenommen. Der Krieger bedankt sich höflich, da er selbst bei allem Bagamut diesen Eid nie habe annehmen können.

Daß unser Quintaner es versteht, den Geist des klassischen Altertums mit dem Weltkrieg und unserer Nischenfee zu vereinigen, hat er schlagend in seinem jüngsten Extemporale bewiesen, in dem Zeus dem Hermes folgenden Auftrag gibt: „Fliege nach Paris, dort findest du auf dem Vorgebirge Ida, die Götter ihres Rates weiden.“ (Aus dem Simplicissimus.)